

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 182 Bromberg, den 11. August 1933.



Roman von Hanns Gelsam.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Im Hause des Professors Holten herrschte lebhaftes Treiben. Seitdem der Professor vor nunmehr fünf Jahren seine Gattin nach langer Krankheit verloren hatte, überließ er den Haushalt seinen drei mittlerweile erwachsenen Töchtern; das heißt, nur Irene und Marga, die beiden zweiundzwanzigjährigen Zwillinge, betätigten sich als Hausmütterchen, während Käte, das zwanzigjährige Nesthäkchen, sich seit einem Jahr als gewandte Sportfliegerin zeigte.

Wenn die Mutter noch lebte, hätte Käte sicherlich nicht diesen für junge Mädels noch ziemlich ungewohnten Beruf ergreifen dürfen.

Der Vater hatte erst seine Erlaubnis dazu gegeben, als Irene und Marga für Kätes Plan miteingetreten waren und, die jüngste Schwester als Ersatz für einen fehlenden Bruder betrachtend, energisch dafür Partei ergriffen hatten. Ausschlaggebend war bei dem Professor jedoch die Fürbitte des Generaldirektors Wilmsen gewesen, der als einziger Bruder seiner verstorbenen Frau und als Kätes Patenonkel lebhaftes Interesse an dem Geschick des „Dreimäderlhauses" nahm.

Auch die Erlaubnis des Professors, daß Käte an dem internationalen Zuverlässigkeitsflug teilnehmen durfte, hatte der Onkel mit vieler Mühe erreicht. Von dieser Erlaubnis hatte Käte freudig Gebrauch gemacht und ihre Anmeldung eingereicht. Nun war sie seit acht Tagen von daheim weg gewesen und hatte sich erfolgreich an einigen Flugveranstaltungen beteiligt.

So rumorten Irene und Marga denn alleine daheim in der Küche und trafen die letzten Vorbereitungen zum festlichen Empfang ihrer Schwester, die ihre Erfolge bei den Flugwettbewerben mit dem gleichen Telegramm, mit dem sie ihre Rückkehr anzeigte, angekündigt hatte.

Doch da klingelte es, und die quecksilbrigen Zwillinge eilten beide gleichzeitig zur Türe, um Käte feierlichst zu begrüßen. Irene öffnete stürmisch, und ebenso stürmisch warf sich Marga in die Arme — des Referendars Paul Brinkmann, der, ganz erstaunt ob solch herzlicher Begrüßung, bald jedoch die Situation erfaßte und Marga einen herzhaften Kuß auf die Wangen drückte.

Das gab ein solch schallendes Gelächter, daß plötzlich Professor Holten die Tür seines Arbeitszimmers öffnete und verwundert über seine Brillengläser hinweg zuschaute.

„Was gibt's denn, Kinder, ist Käte da?" fragte er die immer noch unbändig lachenden Mädels.

„Nein, Vater, nur der Herr Referendar Brinkmann", kicherte Marga hervor.

„Ja, nur der Referendar Brinkmann", wiederholte der Besucher, ein etwa 30jähriger frischer und schlanker Herr mit gutmütigen Blauaugen.

„Na, besonders höflich seid ihr Racker ja gerade nicht zu einem Freund unseres Hauses", meinte der Professor und kam seinem Gast entgegen.

„Aber ich bitte Sie, Herr Professor," wehrte dieser lachend ab, „kann man denn noch mehr als eine feierliche Umarmung verlangen? Wenn's auch wohl nur ein Mißverständnis war, schön war's doch."

Da wurde Marga doch ein wenig verlegen und drückte sich schnell in die Küche, während Irene den Besuch mit zum Arbeitszimmer des Vaters begleitete.

„Wir erwarten nämlich unseren ‚Jung', das heißt unsere Schwester Käte, von uns unser ‚Jung' genannt, die heute preisbeladen von einem Flugturnier zurückkommt", erklärte sie dem Besuch. „Wir glaubten Käte vor der Türe, daher Margas Umarmung und ihr enttäuschter Ausruf, daß nur Sie da wären. Zum Zeichen, daß Sie ihr deshalb nicht zürnen, nehmen Sie unsere Einladung zum Kaffee an, nicht wahr?"

Dazu ließ sich der Referendar nicht zweimal bitten, denn eine größere Freude hätte ihm Irene kaum machen können. Im Grunde genommen zogen ihn ja die gemeinsam mit Professor Holten begonnenen Privatstudien gar nicht so sehr in das Dreimäderlhaus, als die hübschen dunkeln Augen Margas.

Wieder klingelte es von draußen, diesmal jedoch so stürmisch, daß Irene mit Überzeugung sagte: „Diesmal ist's aber unser Jung", und damit auch recht behielt.

Aber Käte kam nicht allein, sondern brachte einen Kollegen mit, den berühmten Kunstflieger Ehrhardt, wie sie ihn ihren Angehörigen und Referendar Brinkmann vorstellte. Herr Ehrhardt, der allen dem Namen nach und auch von zahlreichen Abbildungen aus illustrierten Zeitungen her bekannt war, hatte sich bei den Flugveranstaltungen immer hilfsbereit seiner jungen Sportskameradin angenommen.

Heute war er mit seinem Flugzeug und Käte Holten mit ihrer Maschine nach hier geflogen, um am nächsten Morgen zeitig nach Amsterdam zu starten. Für den Nachmittag hatte er die Einladung seiner kleinen Kollegin zu ihrem väterlichen Hause gern angenommen.

Bald saß denn auch die ganze Gesellschaft gemütlich um den Kaffeetisch, der mit einigen hübschen Blumen und einem mächtigen Kuchen geziert wurde. Der Professor war froh, sein Nesthäkchen wieder heil bei sich zu sehen, und die Zwillinge bewunderten eine wundervoll gearbeitete reich versilberte Kristallbowle, die Käte neben ansehnlichen Geldpreisen als Siegestrophäe heimgebracht hatte.

Herr Ehrhardt, der trotz seiner Weltberühmtheit ein stiller und bescheidener Mensch geblieben war, verhielt sich zurückhaltend und fühlte sich doch ebenso wie Referendar Brinkmann in diesem traulichen Familienkreise äußerst wohl.

Als der Postbote schellte, ging Irene hinaus und kam mit einem dicken Brief zurück.

„Jung, der ist für dich und kommt aus dem Auslande", rief sie Käte zu.

Der Brief enthielt die Zulassungsbestätigung zum Internationalen Zuverlässigkeitsflug, die Wettbewerbsbestimmungen und die offizielle Teilnehmerliste.

Jetzt gab es ein großes Hallo. Kunstflieger Ehrhardt, der ebenfalls gemeldet hatte und die Teilnehmerliste durchsah, stellte fest, daß Käte Holten die einzige weibliche Teilnehmerin Deutschlands war und mit Ausnahme einer Engländerin nur gegen männliche Konkurrenz zu kämpfen hatte.

39 Namen enthielt die Liste, und darunter waren die bedeutendsten Sportflieger Europas vertreten. An sechs Tagen mußte geflogen werden, das endgültige Ziel lag in Genf, der Völkerbundmetropole. Vor der letzten Etappe Venedig—Genf, die mit der Überquerung der Alpen unbedingt den schwierigsten Teil des Wettbewerbs bildete, hatte man einen Ruhetag eingeschoben.

Und an diesem Ruhetag in Venedig sollte dort am Lido entlang die Coppa Schneider, das größte Luftrennen der Welt, von den schnellsten Wasserflugzeugen ausgetragen werden.

Es gab viel zu erzählen und zu erörtern, daß schneller, als man dachte, der Abend hereinbrach. Professor Holtens Einladung, der Einweihung der von seiner Tochter errungenen Bowle beizuwohnen, folgten die beiden Herren nur zu gern.

Als der Professor seine Tochter Irene verständnisvoll fragte, wo denn Rotberg sei, der doch heute habe kommen wollen, erhielt er zur Antwort, daß er gleich erscheinen würde. Kurz darauf huschte Irene in ihres Vaters Arbeitszimmer, ging dort zum Telephon und ließ sich mit Kurt Rotberg verbinden.

Eine halbe Stunde nach diesem Gespräch kam dieser gerade noch zurecht, um an der einfachen Abendtafel teilzunehmen.

Da Kurt Rotberg und Irene kurz vor ihrer Verlobung standen, durfte er bei dieser kleinen improvisierten Siegesfeier natürlich nicht fehlen. Er war als hoffnungsfroher Bräutigam entschieden der lustigste der Herren und hielt bei dem ersten Glas Bowle sogar eine kleine Ansprache, die mit einem Hoch auf seine Schwägerin in spe, auf den „Luftikus" der Familie Holten, wie er sie scherzhaft nannte, endete.

Es war fast Mitternacht, als die lustige Gesellschaft auseinanderging. Marga gab, von niemandem gesehen, den am Nachmittag von Referendar Brinkmann zu Unrecht erhaltenen Begrüßungskuß beim Abschiednehmen zurück, wobei es diesmal jedoch sehr still und heimlich zuging.

Irene nahm nicht weniger zärtlich von ihrem Bräutigam Abschied.

Nur Käte gab Herrn Ehrhardt kameradschaftlich die Hand, wünschte ihm zu seinem Flug nach Amsterdam Hals- und Beinbruch, wie der übliche Fliegergeleitgruß lautete, der natürlich das Gegenteil bedeutete, und ging dann als letzte hinauf in das Jungmädchenzimmer zu ihren Schwestern.

Von der genossenen Bowle angeregt, plauderten die Zwillingsschwestern beim Zubettgehen noch munter drauflos, neckten sich gegenseitig mit ihren Herzallerliebsten und verschonten auch Käte nicht, die im Gegensatz zu den Geschwistern still und nachdenklich geworden war.

„Weißt du, Jung," meinte Marga, „der Herr Ehrhardt ist ja ein ganz berühmter und interessanter Mensch, aber als Mann möchte ich ihn doch nicht, da müßte man ja ständig in Angst sein, daß ihm bei seinen Luftakrobatenstückchen 'was passiert. Wär' nichts für mich!" beschloß sie ihre wohlgemeinten Ausführungen und huschte ins Bett.

Im Dreimäderlhaus lag alles längst in tiefstem Schlummer. Nur Käte Holten konnte den Schlaf noch nicht finden.

Sie dachte über das große Flugunternehmen nach, das jetzt bevorstand. Der Vater und die Schwestern ahnten nicht, wie schwierig die gestellte Aufgabe war, und das war gut so. Aber nun hatte sie sich die Lösung dieser Aufgabe vorgenommen und würde sie auch vollbringen.

„Mag lauern und trauern, wer will, hinter Mauern; ich flieg' in die Welt!" Mit diesem Vorsatz schlief endlich auch sie ein.

*

Marianne befand sich seit einigen Tagen wieder in Weltersburg. Schon zweimal hatte Alfred sie besucht. Auch jetzt wieder saß er ihr auf der Terrasse gegenüber. Marianne lag, sorgfältig in einem bequemen Liegestuhl gebettet, mit blassem Gesichtchen und frohen Augen unter dem breiten schattenspendenden Sonnendach. Dr. von Kamp, der hier draußen die ärztliche Behandlung Mariannes übernommen hatte und sich nun täglich stundenlang in Weltersburg aufhielt, war vor wenigen Minuten aufgebrochen.

Alfred dünkte, daß er sich mehr, als es seine ärztliche Tätigkeit rechtfertigte, um Marianne bemühte.

„Fred, ich freue mich so sehr über die wunderschönen Rosen, die du mir wieder mitgebracht hast", flüsterte Marianne und schaute den Strauß knospender Rosen an, die langstielig in hoher Kristallvase vor ihr auf einem Tischchen standen. „Die hast du wieder aus Salzschlirf geholt, und das sollst du nicht jedesmal tun."

„Nicht doch," wehrte Alfred ab, „warum sollte ich dir nicht eine solch kleine Freude machen. Bald hört ja auch das auf."

„Ja, bald bist du weit fort von mir, Fred", sagte Marianne wehmutsvoll mit leiser Stimme. „Wie oft kommst du vor deiner Abreise noch zu mir?"

„Ich denke, noch zweimal, Kleines, wenn es die Mutter erlaubt. Du weißt, daß ich am liebsten jede Minute, die ich noch in Oberleimbach bin, ausnutzen und bei dir sein möchte. Aber wir müssen einsehen, daß es nicht geht. Du wirst ja nun 17 Jahre alt, und vielleicht entschließt du dich doch noch und gehst für ein Jahr in ein Pensionat, wie es auch deine Mutter so gerne möchte, und wenn du dann wiederkommst, dann ist mein kleines Mädchen schon 18 Jahre alt, und dann. ."

Frau von Weltersburg trat aus dem Hause, so daß Alfred verstummte und aufstand.

„Behalten Sie ruhig Platz, Herr Wenger", sagte sie freundlich, strich Marianne sanft über das dunkle Haar und fuhr, da sie die letzten Worte gehört hatte, lächelnd fort: „Ja, Sie haben recht, das Kind müßte so notwendig ein gutes Pensionat besuchen, denn es muß ja noch sehr viel lernen."

„Mutti, quäl' mich doch nicht mit deinen Reden", bat Marianne mit leiser Ungeduld, denn davon wollte sie nicht gerne etwas hören. „Gestatte lieber dem Fred, daß er mich in der letzten Woche, die er noch hier weilt, täglich besuchen darf. Er könnte doch gut unseren Dogcart und meinen Fuchs nehmen und solange beim Forstmeister unterstellen. Dann wäre er abends immer schnell hier."

Frau von Weltersburg lächelte.

„Du denkst dir das alles so einfach. Meinst du, Herr Wenger hätte täglich Lust und Zeit dazu, dir seine freien Stunden zu widmen? Daß er zu jeder Stunde hier im Hause willkommen ist, dürfte selbstverständlich sein."

Alfred lehnte Mariannes gutgemeinten Vorschlag mit der Überlassung des Pferdes und Wagens lachend ab.

„Ich komme recht gern, Marianne, aber das kann ich ebenso gut zu Fuß oder mit dem Fahrrade machen. So ein Spaziergang tut mir bei dem prächtigen Wetter sogar sehr gut. Allerdings muß ich an den letzten Tagen sicherlich bis spät zur Nacht tätig sein; denn mein Nachfolger kommt erst drei Tage vor meiner Abreise, und ich habe noch eine tüchtige Menge Arbeit gemeinsam mit ihm zu bewältigen. Wir können ja mal sehen, wie's sich einrichten läßt."

Dann ging er auf ein anderes Thema über, sprach von daheim und von seiner Mutter und seiner Schwester, die sich freuten, ihn wieder im elterlichen Hause zu haben und erzählte mancherlei Dinge von seiner Jugendzeit, von seinen Lehr- und Wanderjahren und von seiner schönen Heimat.

Allmählich wurde es draußen kühler und höchste Zeit, daß Marianne wieder in ihr Zimmer kam. So verabschiedete sich Alfred denn und versprach, am übernächsten Tage wiederzukommen.

Frau von Weltersburg schritt mit Alfred zusammen die Stufen von der Terrasse herunter und begleitete ihn über den Hof.

„Kommen Sie nur ruhig so oft noch, wie es vor Ihrer Abreise Ihre Zeit erlaubt", sagte sie plötzlich zu Alfred. „Marianne freut sich, sie läßt sich leicht von Ihnen beeinflussen. Es würde mich freuen, wenn Sie sie vor Ihrer Abreise noch an den Gedanken gewöhnen könnten, daß sie einmal ein Jahr weg muß ins Pensionat unter gleichaltrige Mädchen, um sich dort ein wenig praktische Kenntnisse für das spätere Leben anzueignen. Vorläufig hat sie den Kopf noch voll Spiel und Getändel und denkt noch nicht daran, daß sie auch mal Pflichten zu erfüllen haben wird."

Alfred konnte Frau von Weltersburg nicht unrecht geben. Er versprach recht gerne, seinen Einfluß dahingehend geltend zu machen und ging nachdenklich heim. Marianne war zwar kein Kind mehr, wie ihre Mutter das glaubte, aber vom Ernst des Lebens hatte sie auch noch nicht den geringsten Begriff. Forstmeister Lessing mochte schon recht haben: wer Marianne zur Frau bekam, hatte es nicht leicht.

Dann aber kamen ihm wieder frohere Gedanken. Ach was, die Schule des Lebens wird auch Marianne schon belehren, und ein gutes Herz hatte sie. Aus Liebe zu ihm würde sie sicherlich die wenigen Pflichten, die man von ihr verlangen müßte, schon gerne übernehmen. Sie sollte es doch immer gut und angenehm haben, und da wäre es doch zu merkwürdig, wenn sie nicht glücklich und zufrieden sein sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch bei einem Giftschlangenhändler

Von **Hermann Reinecke.**

„Verzeihung, wieviel berechnen Sie pro Meter bei einer Senegalschlange?"

Der Herr, der diese Frage stellte, tat, als ob es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt handelte, und ich trat einen Schritt aus der Tür, um vorsichtshalber noch einmal einen Blick auf das Firmenschild zu werfen. Aber es stimmte. Ich befand mich tatsächlich auf der internationalen Börse für Raubtiere in Hamburg.

Hamburg — Vorstadt der Welt — ist so eine Stadt, die es in sich hat. Hier sind die großen „Skibshandler", bei denen der Seebär aus dem hohen Norden den Haderslebener Kautabak genau so gut kriegt wie in seiner Heimat. Hier spielt es keine Rolle, ob der Dollar aus dem Wilden Westen oder das Pfund aus Schanghai an Land kommt. Geld ist Geld, und internationale Sprach- und Verständigungsschwierigkeiten auf diesem Gebiet werden durch lakonisches Hochheben der Finger beseitigt. Hier in den Mauern zwischen Elbe und Alster findet sich der weltberühmte Hagenbecksche Tierpark, der schon allerlei findige Hamburger Köpfe, die zufällig auch Hagenbeck heißen, auf die einträgliche Idee gebracht hat, mit einem Wanderzirkus dieses Namens durch die alte oder neue Welt zu gondeln, wobei der Plakatdrucker dann nur darauf zu achten hat, daß der Vorname recht klein gedruckt wird, denn schließlich braucht es ja nicht jedermann im Publikum gleich auf die Nase gebunden zu werden, daß der echte Hagenbeck Carl heißt.

In diesem Hamburg, wo der würzige Seeduft über die Dächer streicht und nur ein „Quittje" — lies Auswärtiger — sich wohlfühlen kann, ohne alle halbe Stunde einen Dampfer tuten zu hören, ist also der Plan zur Welt gebracht worden, eine private Raubtier-Börse zu errichten. Da kommen die Liebhaber für solche Tiere hierher, beliebäugeln die ausgestellten Raritäten und erfahren dann, wie der Börsenpreis ist.

„Wie berechnen Sie so durchschnittlich ein Raubtier?" war meine erste Frage.

Der ältere Herr, der den Leiter der Börse darstellt, fährt sich gedankenvoll mit den Fingern durch den seidigen Vollbart und gibt liebenswürdig Auskunft. Es fällt dabei nicht weiter ins Gewicht, daß er aus Versehen englisch zu mir spricht, bis er es bemerkt und sich entschuldigt. Kein Wunder übrigens, wenn man bedenkt, daß rund 75 v. H. der Interessenten Ausländer sind.

„Die Raubtierpreise bei uns", nimmt er das Wort, „stellen sich in französischen Franken. Das hat sich beim internationalen Publikum so eingebürgert. An Hand einer Kurstabelle kann man den jeweiligen Mark-, Dollar-, Pfund- oder sonstigen Preis ja jederzeit errechnen."

„Ihre Tierchen scheinen ganz nett untergebracht zu sein", bemerke ich zu ihm.

„Tierchen ist gut", lacht er, „da sehen Sie sich bitte einmal hier den ausgewachsenen Löwen an! Der kostet die Kleinigkeit von 20 000 Franken." Ich besehe mir König Nobel eingehend und finde ihn ganz annehmbar. Er läuft mit seiner dicken gelben Mähne im Käfig hin und her und starrt mich neugierig an, als ob ich der Löwe wäre und er vorm Käfig stände. Ich warte ein Weilchen, um noch das bekannte Zitat „Gut gebrüllt, Löwe!" anbringen zu können, aber da König Nobel offensichtlich für Klassiker nichts übrig hat, gehe ich ein Haus weiter zum Panther.

„Kostenpunkt?"

„Billig, siebentausend Franken!"

Das Tier sieht prächtig aus und drückt sich geschmeidig an den Gitterstäben vorbei. Man sieht auf den ersten Blick, daß der rassige Panther sein Geld wert ist, obwohl meine Wenigkeit weder als Fachmann zählt, noch etwa siebentausend Franken in der Tasche hat. Aber diese Frage wird zu einer geradezu lächerlichen Angelegenheit, wenn man beim Elefanten landet. Der soll nämlich die Kleinigkeit von rund 150 000 Franken kosten, ein Betrag, der auch dann noch verehrungswürdig bleibt, wenn man ihn zum Reichsmarkkurs umrechnet. Dafür zeigt unser Dickhäuter allerdings viel her. Er trompetet in die Luft, daß ich mir die Ohren zuhalten muß, und ist erst wieder still, wenn ihm der Wärter Zuckerstücke in den Rüssel schiebt. Sehr elegant und vornehm wirkt die Giraffe. Was sie kosten soll? O, Kleinigkeit: 40 000 Franken! Einen Gorilla oder Menschenaffen hätte ich mir mit rund 75 000 Franken auch teurer vorgestellt, oder sollte da die Menschenähnlichkeit gar den Preis drücken? Übrigens trottet da auch noch ein ganz kleiner Elefant herum, der nur den fünften Teil seines ausgewachsenen Herrn Bruders kosten soll. Wie ich höre, findet sich für ihn ein Interessent in Dänemark, aber einstweilen hat der Herr noch das Bedürfnis, etwas abzuhandeln.

„Sind Sie mit Ihren Hamburger Einkäufen zufrieden?" frage ich ihn.

„O ja, im großen und ganzen schon", antwortet er mir, „nur die Löwen und Elefanten sind mir etwas zu teuer." Hier macht der Börsenleiter impulsiv eine Handbewegung, aber er kommt nicht dazu, den Mund aufzumachen, denn schon redet der andere weiter: „Dafür finde ich aber die Nashorn- und Flußpferdepreise ungeheuer niedrig! Denken Sie mal: nur fünftausend Franken für ein kräftiges, fettes Nashorn — das ist doch geschenkt! Finden Sie nicht auch?"

Sicher, sicher! Ich nicke zustimmend mit fachmännischem Augenblinzeln, obwohl mir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, im Augenblick durch den Kopf schießt, ob man für das Geld auch einen prima gebrauchten Wagen mit Vierradbremse und allen Schikanen bekäme, damit man Sonntags in die Heide fahren kann. Aber es mag ja sein, daß mancher ein Nashorn lieber nimmt.

Der etwas umfangreiche Däne, den ich in dringendem Verdacht habe, daß er sich auf einen Körpergewichtswettbewerb mit mir einlassen will, macht sich an einige große Kästen mit ganz dicken, durchsichtigen Glaswänden heran. „Sagen Sie — was soll die Kolibrischlange kosten?"

Der Börsenleiter wiegt bedächtig den Kopf und fährt sich wieder mit den Fingern durch den Bart. „Eintausend Franken!" sagt er dann bestimmt. „Letzter Preis?" fragt der Däne lauernd zurück. — „Absolut!" lautet die entschiedene Antwort. — „Danke, kommt nicht in Frage. Ist mir zu teuer. Schließlich muß ich ja etwas Geld wieder mit nach Kopenhagen bringen. Aber eine Schlange müßt' ich dennoch mitnehmen."

„Dann wollen wir doch einfach dahin zurückkehren, wovon wir ausgegangen sind", schlägt der Leiter der Raubtierbörse vor, „kaufen Sie eine Senegalschlange! Die wird, wie alle billigen Schlangen, meterweise berechnet."

„Und was zahle ich für das Meter?"

„Zweihundert Franken!"

Ein rasches Ausmessen — die Senegalschlange zählt etwa drei Meter. Macht 600 Franken. Anscheinend ist die Schlange mit dem Verkauf nicht recht einverstanden, denn sie schießt auf einmal wütend durch den gläsernen Kasten und klammert sich schließlich an einem glatten Stamm fest. Drohend richtet sie ihren schmalen, kleinen Kopf mit den heimtückischen, aber schön funkelnden Augen durch die Scheibe und blickt uns an. Mich schüttelt es, und ich bin froh, daß ich hier nicht als indischer Schlangenbeschwörer aufzutreten brauche. Dieser Gedanke bringt mich darauf, zu fragen, wer denn das Risiko für den Transport der Tiere trage.

„Grundsätzlich immer der Besteller", lautet die Antwort. Der Kauf rechnet also ab Hamburg.

Ich danke, verabschiede mich und fahre nach Hause. Als ich in die Tür trete und mir meine Frau mit der dampfenden Teekanne entgegentritt, überfalle ich sie mit der Frage: „Was meinst du — wollen wir uns nicht anderthalb Meter Schlange, das Meter zu vierzig Mark, zulegen?"

Das Gesicht möchte ich gerne noch einmal sehen . . .

Babuschka stirbt.

Sibirische Dorfskizze von **Victor Merbitz**.

Arkadi Timofejewitsch saß wie gewöhnlich auf der Bank vor seinem Hause, wor er schon seit Jahrzehnten zu sitzen pflegte, denn er war sehr alt, und der Bart hing ihm schneeweiß bis auf den Gürtel.

Es war sonst alles wie immer gewesen, auch heute. Die Gänse watschelten zum Fluß, das Vieh wurde dorthin zur Tränke getrieben, und die Weiber schleppten Wasser von dort. Hin und wieder blieb auch wohl jemand von seinen Bekannten bei ihm stehen, um ihm die letzten Dorfneuigkeiten zu erzählen, aber Fiokla Sergejewna war nicht darunter gewesen, schon seit zwei Tagen nicht. Das verstieß nun allerdings gegen die Ordnung und wunderte ihn.

Ach, da lief ja gerade Grischa, ein Enkel der Alten, vorbei.

„Ei, Grischa", rief er den Kleinen an, „was ist denn mit der Babuschka (Großmutter) los?"

„Babuschka stirbt", antwortete der Knabe vergnügt und lief weiter.

So, so, also auch sie, die Letzte aus „seiner" Zeit! Stirbt —, also tot war sie noch nicht, da sollte man doch eigentlich . . .

Er erhob sich und ging, schwer auf seinen Stock gestützt, langsam, langsam, Schritt vor Schritt, über die breite Dorfstraße. Endlich erreichte er das Haus, in dem Fiokla Sergejewna bei ihrem Sohn wohnte, er betrat die Küche und bekreuzigte sich vor den Heiligbildern in der Fensterecke. Stille war hier, nur die Fliegen summten umher.

„Fiokla Sergejewna, bist du hier?" fragte der Alte.

„Hm, wer ist da?" Ein runzliges altes Gesicht erschien hoch oben auf der Petschka, dem Backofen. „Arkadi Timofejewitsch, ist es möglich?!"

„Ja, ich bin es, aber was ist denn mit dir geschehen?"

„Ich sterbe", war die kurze Antwort.

„Pfu, etwas früh, scheint mir."

„Wieso", begehrte die Alte auf, „bin ich nicht schon über 90? Da wird es doch Zeit, daß ich sterbe, das sagen alle im Hause."

„So, so", der Alte kannte solche Wünsche der Nachkommenschaft aus Erfahrung, „und warum glaubst du, daß du sterben wirst?"

„Nun, mir ist so. — Aber setz' dich doch und nimm ein Schnäpschen. Der Samogonka steht auf dem Tisch."

Arkadi Timofejewitsch hatte das bereits festgestellt. „Gern, gern, Fiokla Sergejewna, aber du weißt doch, ich kann mir nicht selbst einschenken, meine Hände zittern so, da müßtest du mir schon helfen."

„Ich kann doch nicht, ich sterbe!"

„Schade, schade, der Samogonka scheint diesmal besonders gut geraten zu sein."

„Ja, wenn Vater Iliodor mir nicht schon die letzte Ölung gegeben hätte . . . Aber so wäre es Sünde, noch vom Sterbelager aufzustehen."

„Wieso Sünde? Wenn du schon die letzte Ölung erhalten hast, bist du doch so gut wie tot, und Tote können nicht sündigen."

„Genau genommen hast du recht, ich will ja auch nur Gutes tun und dir helfen." Leidlich gewandt turnte Fiokla Sergejewna vom Ofen herunter, setzte sich zu ihrem alten Freunde und schenkte ein.

„Auf dein Wohl, Fiokla Sergejewna!" sagte der, erhob das Glas zu den Lippen, setzte es aber, ohne getrunken zu haben, wieder auf den Tisch: „Weißt du, eigentlich müßtest du mir doch Bescheid tun, wenn ich auf dein Wohl trinke."

„Du bist wohl verrückt, Arkadi Timofejewitsch", knurrte die Alte wütend und liebäugelte dabei mit der Flasche, „Sünde, Sünde!"

„Aber wenn du doch so gut wie tot bist!"

„Versucher, verfluchter Versucher!" schnob ihn die Alte an, aber plötzlich stand doch ein gefülltes Gläschen vor ihr.

„Also auf dein Wohl, Babuschka!"

„Danke, Deduschka (Großvater)!"

Der Inhalt der Gläser verschwand.

„Nu", der Alte leckte sich behaglich die Oberlippe, „es könnte doch nichts schaden, wenn wir noch ein Gläschen trinken würden, meinst du nicht? Auf einem Bein kann der Mensch nicht stehen."

Ein Gebrumm war die Antwort, aber die Gläschen wurden gefüllt und waren bald wieder leer. —

„Eine gute Gottesgabe, Babuschka."

„Ja, eine gute Gottesgabe, Deduschka, aber jetzt ein Gläschen auf dein Wohl."

„Meinetwegen!"

Weiter wurde nicht gezählt. Als jedoch Arkadi Timofejewitsch aufstehen wollte, um nach Hause zu pilgern, wurde ihm das merkwürdig schwer, denn die Flasche war mittlerweile leer geworden.

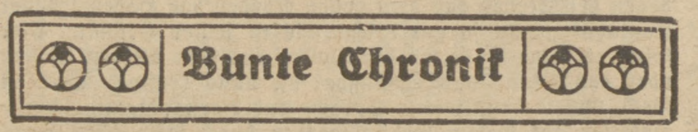
Da half nichts, die Tote mußte den Lebenden stützen und führen. Und so zogen sie denn Arm in Arm durch das Dorf. Da sie beide recht lustig waren, sangen sie das schöne und sehr traurige Lied vom „Stenka Rasin". Daß sie nicht immer die gerade Richtung einhielten, sondern in merkwürdigen Schlangenwindungen sich fortbewegten, lag unbedingt nur an ihrem hohen Alter. —

Als am anderen Tage Arkadi Timofejewitsch wieder auf seiner Bank saß und das Dorfleben an sich vorüber ziehen ließ, fehlte nichts an dem Gewohnten, denn auch Fiokla Sergejewna klapperte wieder mit ihren Eimern vorüber.

„Babuschka", rief er sie an, „ich denke, du stirbst?"

„Wart' noch ein Weilchen! Ich habe mir die Sache überlegt, ich bin doch noch nicht alt genug. Ich will die Hundert erst vollmachen."

Und der Alte nickte einverstanden, er war zufrieden.



Marathon der Schreibmaschinen.

In Paris wurde dieser Tage ein „Marathon der Schreibmaschinen" veranstaltet, an dem sich zwanzig Stenotypistinnen beteiligten. Die Mädchen schrieben nach Diktat ununterbrochen Tag und Nacht Schreibmaschine, alle vier Stunden nur durften sie sich 15 Minuten erholen und eine Stärkung zu sich nehmen. Als Siegerin aus dem Schreibmaschinenmarathon ging eine erst 17 Jahre alte Stenotypistin hervor, die den Wahnsinn fast 75 Stunden ausgehalten hatte. Sie mußte, ebenso wie ihre Mitbewerberinnen, in ein Krankenhaus gebracht werden, erhielt aber neben dem ausgesetzten Preis eine hochbezahlte Anstellung in einem Schreibmaschinenbureau.



Genau.



„Wo haben Sie die Schmerzen zuerst gefühlt?"
„Zu allererst am Hauptbahnhof!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.